

WEGE AUS EINER ERSCHÖPFTEN GESELLSCHAFT

Heiner Keupp

Anregungen zu der Tagung „Depression und Gesellschaft - Wege aus der Erschöpfung“ der Evangelischen Akademie Tutzing in Rothenburg o.d. Tauber am 25. März 2007

Wir sind hier in Franken und so möchte ich mit einem regional bedeutsamen Beispiel beginnen. Es handelt sich um eine aktuelle oberfränkische Erfahrung, die einen kollektiven Erschöpfungszustand sichtbar macht und bei der sich die Frage stellt, ob es einen Weg aus einer depressiven Grundstimmung gibt, die eine ganze Region erfasst hat. Es geht um mein Heimatrevier das Fichtelgebirge und da speziell um das Zentrum der deutschen Porzellanindustrie, Selb und Umgebung. Vor etwa zwei Wochen wurde vom Vorstand der Rosenthal-AG mitgeteilt, dass 380 Stellen an den deutschen Standorten gestrichen werden müssten, die Mehrheit davon am Standort Selb, an dem ohnehin schon längst nicht mehr so viele Menschen beschäftigt sind, wie in den Zeiten von Philip Rosenthal. Diese Mitteilung erfolgt auf dem Hintergrund einer Reihe von Entlassungswellen und Schließungen, die in den letzten Jahren die stolze Porzellanergend erfasst hat. Firmen wie Hutschenreuther, Krautheim, Heinrich oder Schumann existieren längst nicht mehr oder gehören ausländischen Großkonzernen. Die Besuche in der Region vermitteln seit langem eine Stimmung von Kränkung, Demoralisierung, Resignation und Depression. Das „Fest der Porzelliner“ an jedem ersten Augustsamstag ist schon einmal ausgefallen nach einer solchen Hiobsbotschaft und auch so kann der größte Porzellanflohmarkt der Welt den Eindruck nicht verwischen, als würde eine Region „ausverkauft“ werden. Gibt es hier Wege aus diesem kollektiven Erschöpfungszustand? Reichen hier die gut gemeinten Angebote der Depressionsprävention?

Auf eines stieß ich am 27. August 2006 in der *Berliner Zeitung*. Da entdeckte ich einen Artikel, der in der Überschrift Diagnose, Therapie und Prävention enthielt: „Sport ist die beste Medizin. Expertin: Gesellschaftliche Änderung macht depressiv“. In ihm kann man lesen, dass gesellschaftliche Veränderungen nach Ansicht der Rostocker Psychiaterin Prof. Dr. Sabine Herpertz Depressionen zur Volks-

krankheit haben werden lassen. 18 Prozent der Bevölkerung seien im Laufe ihres Lebens davon betroffen. Bei Frauen liege die Quote doppelt so hoch wie bei Männern, sagte sie anlässlich einer Tagung von Psychiatern aus ganz Deutschland. Experten erwarteten eine weitere Zunahme. Grund sind laut Herpertz gesellschaftliche Veränderungen: „Die wachsende Mobilität führt zu einer Vereinsamung der Menschen. Familien werden auseinander gerissen. Ehen werden geschieden. Ältere bleiben alleine zurück.“ Das führe zu einem besonders starken Anstieg der Erkrankungen bei über 60-Jährigen. Ein weiterer Grund sei der wachsende Druck am Arbeitsplatz - unter anderem wegen der Angst vor Arbeitslosigkeit und der Forderung nach lebenslangem Lernen, was die Menschen überfordere. Herpertz empfahl, mit Mechanismen zur Stressbewältigung Depressionen vorzubeugen. „Wichtig ist, die eigenen Stärken und Schwächen zu erkennen und damit umzugehen. Perfektionistische Menschen, die besonders gefährdet sind, an Depressionen zu erkranken, sollten akzeptieren, dass sie nicht immer 100 Prozent geben müssen, sondern auch mal etwas liegen lassen können.“ Gerade junge Menschen könnten auch durch Sport vorbeugen. „Neueste wissenschaftliche Erkenntnisse belegen, dass Sport antidepressiv wirkt.“ Herpertz zufolge sollten Depressionen auch als Krankheit ernster genommen werden. Familie und Kollegen von Betroffenen interpretierten oft die Antriebslosigkeit als fehlende Anstrengung. „Häufig wird Depressiven gesagt, sie sollen sich zusammenreißen. Depressionen können aber nicht durch Willensanstrengung überwunden werden.“ Wenn jemand erkrankt sei, brauche der Depressive die Hilfe eines Psychotherapeuten oder Psychiaters, in schweren Fällen müssten auch Medikamente genommen werden.

Die Lektüre dieses Artikels hinterlässt ein ambivalentes Gefühl bei mir. Einerseits finde ich es erfreulich, wenn eine Psychiaterin, die sich um ein „Rostocker Bündnis gegen Depression“ bemüht, auf gesellschaftliche Bedingungen Bezug nimmt, die sie für die Zunahme der Depression verantwortlich macht. Andererseits ist dann das Maßnahmenbündel von Therapie und Prävention doch etwas oberflächlich.

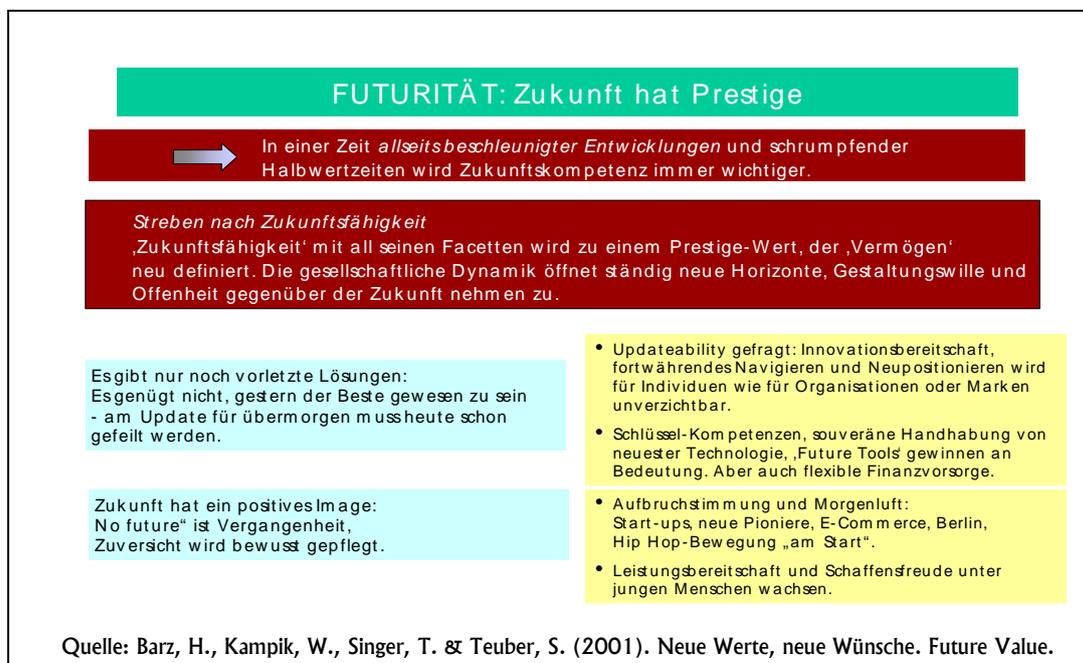
Die uns vorliegenden epidemiologischen Daten, die immer stärker die Einschätzung stützen, dass die Depression zur Volkskrankheit Nr. 1 wird, legen die Frage nahe, was dafür die Ursachen sein könnten. Aus Frankreich kam kürzlich unter dem Titel „Das erschöpfte Selbst“ von Alain Ehrenberg ein wichtiger Beitrag, der eine wichtige Brücke zwischen sozialwissenschaftlicher Gegenwartsdeutung und der Zunahme diagnostizierter Depressionen schlägt. Er geht davon aus, dass Subjekte in der globalisierten Gesellschaft ein hohes Maß an Identitätsarbeit leisten

müssen (Keupp et al. 2006). Die zunehmende Erosion traditioneller Lebenskonzepte, die Erfahrung des „disembedding“ (Giddens), die Notwendigkeit zu mehr Eigenverantwortung und Lebensgestaltung haben Menschen in der Gegenwartsgesellschaft viele Möglichkeiten der Selbstgestaltung verschafft. Zugleich ist aber auch das Risiko des Scheiterns gewachsen. Vor allem die oft nicht ausreichenden psychischen, sozialen und materiellen Ressourcen erhöhen diese Risikolagen. Die gegenwärtige Sozialwelt ist als „flüchtige Moderne“ charakterisiert worden (Bauman 2003), die keine stabilen Bezugspunkte für die individuelle Identitätsarbeit zu bieten hat und den Subjekten eine endlose Suche nach den richtigen Lebensformen abverlangt. Diese Suche kann zu einem „erschöpften Selbst“ führen, das an den hohen und in den vorherrschenden gesellschaftlichen Ideologien extrem geförderten Ansprüchen an Selbstverwirklichung und Glück gescheitert ist (Ehrenberg 2004).

Wenn wir diese Spur weiterverfolgen wollen, dann reicht es offensichtlich nicht, nur über „psychohygienische“ und psychotherapeutische Wege zu reden, so wichtig sie sind, wenn Menschen schwere psychische Probleme haben. Es ist notwendig, den gesellschaftlichen Rahmen mit in den Blick zu nehmen und danach zu fragen, wie er einerseits den einzelnen Menschen mit Erwartungen und Ansprüchen fordert und zunehmend überfordert und andererseits die „vereinzelt Einzelnen“ damit alleine lässt. Hier ist keine strategische Böswilligkeit zu unterstellen, sondern da ist eher ein Auto auf rasanter Fahrt, in dem zwar ständig das Gaspedal gedrückt wird, aber ein Bremspedal scheint es nicht zu geben. Wir haben es mit einer tiefen Krise im gesellschaftlichen Selbstverständnis zu tun, das sich nicht einmal mehr über unterschiedliche mögliche Zielvorstellungen streitet, sondern einfach keine mehr hat. Es gibt kaum eine Idee über den Tag hinaus und auf allen Ebenen sehen wir das, was Christopher Lasch (1984) in seiner Diagnose vom „Minimal self“ schon Mitte der 80er Jahre festgestellt hatte und Jürgen Habermas (1985) in der gleichen Zeit in seiner Analyse meinte, uns seien die „utopischen Energien“ ausgegangen, ganz präzise zitiert, ist bei ihm von der „Erschöpfung der utopischen Energien“ die Rede. In allen gesellschaftlichen Bereichen, in der Politik, in der Wirtschaft und zunehmend auch in den privaten Welten geht es ums „Überleben“, ums „Durchhalten“, darum den Tag, die Legislaturperiode oder den nächsten Quartalsbericht zu überstehen. Die mangelnde Zielorientierung verbirgt sich, ohne sich wirklich verstecken zu können, hinter phrasenhaft verwendeten Begriffen wie „Reform“, „Vision“ oder „Leitbild“. In hektischer Betriebsamkeit wird jeden Tag die Lösung des Vortrags verworfen und wie in einem Hamsterrad wird die gleiche Inszenierung noch einmal aufgelegt, aber wieder wird sie als „Reform“, „Vision“ oder „Leitbild“ verkauft. Keiner glaubt mehr dran, es

ist eine Art kollektiver „Wiederholungszwang“ oder eine „manische“ Verleugnung der Ziel- und Aussichtslosigkeit. Hier zeichnet sich eine Gesamtsituation ab, die man mit dem Begriff „erschöpfte Gesellschaft“ überschreiben könnte.

Wo finden wir hilfreiche Angebote, die uns Wege aus der erschöpften Gesellschaft weisen könnten, die Zukunftsfähigkeit versprechen? Da finde ich es erstmal hilfreich, dass wir so etwas wie eine „Trendforschung“ haben, die sich - für gutes Geld – nicht scheut, ihren Blick auf hoffnungsvolle Zukunftsmärkte zu richten. Unter dem Titel „Future Values“ gibt es etwa eine Publikation von Heiner Barz und einem Team des Heidelberger Instituts GIM. In diesem Buch wird u.a. mit der „Futurität“ eine Schlüsselqualifikation für das begonnene Jahrhundert die „Zukunftskompetenz“ als „überlebensnotwendig“ eingeführt und so charakterisiert: „Innovationsbereitschaft und ein fortwährendes Navigieren und Neupositionieren wird für Individuen wie Organisationen, für das Selbstmanagement wie das Produktmarketing unverzichtbar“ (ebd., S. 24). Und wer es noch nicht mitbekommen hat, dem sei es ausdrücklich versichert: Es geht um die Überlebensnotwendigkeit, wenn es um „den Besitz von ‚Future Tools‘ als Accessoires eines zukunftsorientierten Lebensstils“ geht und „der immer neue Beweis der eigenen ‚Updatability‘ gewinnen an Bedeutung“ (ebd.). Ist das eine Vision oder beschreibt es erst einmal nur den Zeitgeist der Multioptionsgesellschaft, mehr Ideologie als gelebte Realität?



Wie wir spätestens seit Wittgenstein wissen, transportieren wir mit unseren Sprachspielen mehr als nur Wörter, wir konstruieren immer auch Weltbilder, also Bilder unserer Welt. Und ich bin mir relativ sicher, dass es mir zwar um Zu-

kunftscompetenz geht, aber nicht nur in der Reproduktion des „Trendigen“, sondern auch in der Entwicklung von Widerständigkeit und Eigensinnigkeit. Für den Erwerb von Zukunftsfähigkeit ist die Analyse von gesellschaftlichen Trends zwar wichtig, aber nicht um an ihrer kräuselnden Oberfläche zu besonders fitten Schnäppchenjägern zu werden und damit dem Erschöpfungskreislauf selbst zuzuarbeiten, sondern vielleicht sogar, um genau bei ihnen nicht mitzumachen oder sie listig umzugestalten. Um dieser Differenz willen, muss unsere Suche nach Wegen aus der erschöpften Gesellschaft fortgesetzt werden.

Zunächst will ich die Signatur dieser Gesellschaft im Erschöpfungszustand noch etwas genauer in den Blick nehmen und dann geht es um die Frage, ob es Wege gibt, ihn zu überwinden.

SPÄTMODERNE GESELLSCHAFTLICHE VERHÄLTNISS

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.



Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die alltäglichen Lebensformen der Menschen heute prägen, dann knüpfe ich

an dem Gedanken des „disembedding“ oder der Enttraditionalisierung an. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tief greifende Individualisierung und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Klar ist, dass die Grenzüberschreitungen nicht mehr das Devianzproblem darstellen, sondern sie beginnen zur Normalerfahrung unserer globalisierten Netzwerkgesellschaft zu werden. Andererseits sind die Freiheiten des einzelnen nicht grenzenlos. Er muss seine Grenzen selbst einziehen, er muss Grenzmanagement betreiben und dabei gibt es die neuen normativen Eckpunkte des neoliberalen Menschenbildes der (Hyper-)Flexibilität, der Fitness und der Mobilität, die nicht straflos vernachlässigt werden dürfen. Wir haben es also mit einem hochambivalenten Prozess zu tun, dessen Folgen mal in rosigen Farben einer uns bescherten Multioptionalität beschrieben wird, in der ja alles möglich ist und es an jedem einzelnen liegt, ob er diese unbegrenzten Möglichkeitsräume für sich nutzt. Andererseits wird jede gesellschaftliche Veränderung auf dem Verlustkonto verbucht und die aktuelle Entwicklung in düsteren Farben gemalt. Was es zu realisieren gilt, ist das beide Haltungen etwas aufnehmen, wofür es Indikatoren gibt, aber es handelt sich nicht um ein Entweder-Oder, sondern es sind zwei Seiten einer Medaille und sie sind in einer Ambivalenz aneinander gekettet, so sehr sie sich aus auszuschließen scheinen.

In Berlin hat Jürgen Habermas am 5. Juni 1998 dem Kanzlerkandidaten der SPD im Kulturforum von dessen Partei eine großartige Gegenwartsdiagnose geliefert. Aus ihr will ich nur seine Diagnose eines „Formenwandels sozialer Integration“ aufgreifen, der in Folge einer „postnationalen Konstellation“ entsteht: „Die Ausweitung von Netzwerken des Waren-, Geld-, Personen- und Nachrichtenverkehrs fördert eine Mobilität, von der eine sprengende Kraft ausgeht“ (1998, S. 126). Diese Entwicklung fördert eine „zweideutige Erfahrung“: „die Desintegration haltgebender, im Rückblick autoritärer Abhängigkeiten, die Freisetzung aus gleichermaßen orientierenden und schützenden wie präjudizierenden und gefangen nehmenden Verhältnissen. Kurzum, die Entbindung aus einer stärker integrierten Lebenswelt entlässt die Einzelnen in die Ambivalenz wachsender Optionsspielräume. Sie öffnet ihnen die Augen und erhöht zugleich das Risiko, Fehler zu machen. Aber es sind dann wenigstens die eigenen Fehler, aus denen sie etwas lernen können“ (ebd., S. 126f.).

Der mächtige neue Kapitalismus, der die Containergestalt des Nationalstaates demontiert hat, greift unmittelbar auch in die Lebensgestaltung der Subjekte ein. Auch die biographischen Ordnungsmuster erfahren eine reale Dekonstruktion. Am deutlichsten wird das in Erfahrungen der Arbeitswelt.

Einer von drei Beschäftigten in den USA hat mit seiner gegenwärtigen Beschäftigung weniger als ein Jahr in seiner aktuellen Firma verbracht. Zwei von drei Beschäftigten sind in ihren aktuellen Jobs weniger als fünf Jahre. Vor 20 Jahren waren in Großbritannien 80% der beruflichen Tätigkeiten vom Typus der 40 zu 40 (eine 40-Stunden-Woche über 40 Berufsjahre hinweg). Heute gehören gerade noch einmal 30% zu diesem Typus und ihr Anteil geht weiter zurück.

Kenneth J. Gergen sieht ohne erkennbare Trauer durch die neue Arbeitswelt den „Tod des Selbst“, jedenfalls jenes Selbst, das sich der heute allüberall geforderten „Plastizität“ nicht zu fügen vermag. Er sagt: „Es gibt wenig Bedarf für das innen-geleitete, ‘one-style-for-all’ Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel. (...) Wie feiern jetzt das proteische Sein (...) Man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen sind endlos, Optionen allüberall und die Zeit ist eine knappe Ware“ (2000, S. 104).

In seinem viel beachteten Buch „Der flexible Mensch“ liefert Richard Sennett (1998) eine weniger positiv gestimmte Analyse der gegenwärtigen Veränderungen in der Arbeitswelt. Der „Neue Kapitalismus“ überschreitet alle Grenzen, demontiert institutionelle Strukturen, in denen sich für die Beschäftigten Berechenbarkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Berufserfahrung sedimentieren konnten. An ihre Stelle tritt die Erfahrung einer (1) „Drift“ getreten: Von einer „langfristigen Ordnung“ zu einem „neuen Regime kurzfristiger Zeit“ (S. 26). Und die Frage stellt sich in diesem Zusammenhang, wie sich dann überhaupt noch Identifikationen, Loyalitäten und Verpflichtungen auf bestimmte Ziele entstehen sollen. Die fortschreitende (2) *Deregulierung*: Anstelle fester institutioneller Muster treten netzwerkartige Strukturen. Der flexible Kapitalismus baut Strukturen ab, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. "Netzwerkartige Strukturen sind weniger schwerfällig". An Bedeutung gewinnt die "Stärke schwacher Bindungen", womit gemeint ist zum einen, "dass flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, dass starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten" (S. 28). Die permanent geforderte Flexibilität entzieht (3) „festen Charaktereigenschaften“ den Boden und erfordert von den Subjekten die Bereitschaft zum „Vermeiden

langfristiger Bindungen“ und zur „Hinnahme von Fragmentierung“. Diesem Prozess geht nach Sennett immer mehr ein begreifbarer Zusammenhang verloren. Die Subjekte erfahren das als (4) *Deutungsverlust*: „Im flexiblen Regime ist das, was zu tun ist, *unlesbar* geworden“ (S. 81). So entsteht der Menschentyp des (5) flexiblen Menschen, der sich permanent fit hält für die Anpassung an neue Marktentwicklungen, der sich zu sehr an Ort und Zeit bindet, um immer neue Gelegenheiten nutzen zu können. Lebenskohärenz ist auf dieser Basis kaum mehr zu gewinnen. Sennett hat erhebliche Zweifel, ob der flexible Mensch menschenmöglich ist. Zumindest kann er sich nicht verorten und binden. Die wachsende (6) *Gemeinschaftssehnsucht* interpretiert er als regressive Bewegung, eine „Mauer gegen eine feindliche Wirtschaftsordnung“ hochzuziehen (S. 190). „Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts ‘aus sich machen zu können’, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen“ (S. 189 f.).

Im Rahmen dieses Deutungsrahmens räumt Sennett dem „Scheitern“ oder der mangelnden kommunikativen Bearbeitung des Scheiterns eine zentrale Bedeutung ein: „Das *Scheitern* ist das große Tabu (...) Das Scheitern ist nicht länger nur eine Aussicht der sehr Armen und Unterprivilegierten; es ist zu einem häufigen Phänomen im Leben auch der Mittelschicht geworden“ (S. 159). Dieses Scheitern wird oft nicht verstanden und mit Opfermythen oder mit Feindbildkonstruktionen beantwortet. Aus der Sicht von Sennett kann es nur bewältigt werden, wenn es den Subjekten gelingt, das Gefühl ziellosen inneren Dahintreibens, also die „drift“ zu überwinden. Für wenig geeignet hält er die postmodernen Erzählungen. Er zitiert Salman Rushdie als Patchworkpropheten, für den das moderne Ich „ein schwankendes Bauwerk ist, das wir aus Fetzen, Dogmen, Kindheitsverletzungen, Zeitungsartikeln, Zufallsbemerkungen, alten Filmen, kleinen Siegen, Menschen, die wir hassen, und Menschen, die wir lieben, zusammensetzen“ (S. 181). Solche Narrationen stellen ideologische Reflexe und kein kritisches Begreifen dar, sie spiegeln „die Erfahrung der Zeit in der modernen Politökonomie“: „Ein nachgiebiges Ich, eine Collage aus Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet - das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen, ungesicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen“ (S. 182). Für Sennett befindet sich eine so bestimmte „Psyche

in einem Zustand endlosen Werdens - ein Selbst, das sich nie vollendet“ und für ihn folgt daraus, dass es „unter diesen Umständen keine zusammenhängende Lebensgeschichte geben (kann), keinen klärenden Moment, der das ganze erleuchtet“ (ebd.). Daraus folgt dann auch eine heftige Kritik an postmodernen Narrationen: „Aber wenn man glaubt, dass die ganze Lebensgeschichte nur aus einer willkürlichen Sammlung von Fragmenten besteht, lässt das wenig Möglichkeiten, das plötzliche Scheitern einer Karriere zu verstehen. Und es bleibt kein Spielraum dafür, die Schwere und den Schmerz des Scheiterns zu ermessen, wenn Scheitern nur ein weiterer Zufall ist“ (ebd.). Warum brauchen wir denn eine „Kultur des Scheiterns“? Weil Scheitern vermehrt zu unserer Erfahrung gehört, weil Scheitern die Basis für Lernprozesse ist, weil Scheitern die Chance zum Neuanfang enthält und weil Scheitern ein Tabu ist. Unsere Kultur wird zunehmend eine „Winner“-Kultur, sie will vor allem Sieger- und Erfolgsgeschichten hören und sie verdrängt die andere Seite der Medaille.

Die „Winner“-Kultur ist von der Fitness-Narration bestimmt. Sie begegnet uns allüberall begegnet. Sie trägt wenig zur Förderung von Lebenssouveränität bei, sondern fördert eher den Typus der flexiblen Anpassung an äußere Standardisierungen, die immer häufiger wechseln und sich nicht mehr in einem fixen Typus kristallisieren. In diese Richtung entstehen neue normative Modelle, an deren Etablierung sich auch SozialwissenschaftlerInnen längst beteiligen. John Seel (1998, S. 39) formuliert zwei Annahmen, die für ihn quasi „postmoderne Axiome“ darstellen: (1) „Das Selbst ist unbestimmt; jedes Selbst ist möglich“ und (2) „der Prozess der Selbst-Schöpfung ist niemals beendet“. Ernest Gellner (1996) hat diesen „neuen Menschen“ als den „modularen Menschen“ beschrieben. Er greift damit auf eine Metapher aus der Möbelindustrie zurück, in der sich die Entwicklung von einem massiven Holzschrank immer mehr zu einem modularen Einrichtungssystem entwickelt das, in dem beliebig Teile angebaut und ausgetauscht werden können. Der modulare Mensch ist kein stabiler, fertiger Charakter, sondern stellt ein „Wesen mit mobilen, disponiblen und austauschbaren Qualitäten dar“ (Bauman 1999b, S. 158). Hier zeichnet sich jener Menschentypus ab, der in einer „Netzwerk-Gesellschaft“ funktional ist. In seinen Lebensformen passt er sich der unaufhaltsamen Beschleunigungsdynamik an, der gesellschaftliche und berufliche Fitness-Parcours hat kein erreichbares Maß, ein Ziel, an dem ich ankommen kann, sondern es ist eine nach oben offene Skala, jeder Rekord kann immer noch gesteigert werden. Hier ist trotz Wellness-Industrie keine Chance eine Ökologie der eigenen Ressourcen zu betreiben, sondern in einem unaufhaltsamen Steigerungszirkel läuft alles auf den Erschöpfungszustand zu. Das ist allerdings keine Naturgesetzlichkeit, sondern folgt aus der Verinnerlichung eines Menschenbil-

des, das der globale Netzwerkkapitalismus mit seiner speziellen Kulturindustrie ideologisch gut „unters Volk“ gebracht hat.

Ist aus einer solchen globalen Perspektive auch einiges von dem zu verstehen, was für Deutschland aktuell an Haltungen und Einstellungen registriert wird?

„DEUTSCHE ZUSTÄNDE“ – EIN ERGEBNIS DES GLOBALISIERTEN KAPITALISMUS?

Über Stimmungslage in Deutschland versuche ich mir in regelmäßigen Abständen ein eigenes Bild zu machen, methodisch angreifbar – sicherlich, aber ich kann es mir selber erstellen. Ich erhebe mir regelmäßig mein Google-Krisen- oder –Angstthermometer. In meine Suchmaschine gebe ich die Stichworte Angst und ein weiteres wichtiges Stichwort ein. Hier ein älteres Beispiel:

DAS GOOGLE-ANGSTTHERMOMETER

Stichprobenzeitpunkt	19.11.2004
Liebe	3 090 000
Gesundheit	2 830 000
Lust	1 040 000
Angst	659 000
Angst und Kinder	272 000
Angst und Mann	212 000
Angst und Frau	210 000
Angst und Familie	177 000
Angst und Schule	168 000
Angst und Zukunft	163 000
Angst und Alter	133 000
Angst und Tod	131 000
Angst und Krieg	126 000
Angst und USA	120 000
Angst und Gewalt	95 500

Angst und Jugend	83 400
Angst und Krankheit	76 500
Angst und Vertrauen	74 500
Angst und Umwelt	67 500
Angst und Schuld	66 200
Angst und die Fremden	51 800
Angst und Irak	46 800
Angst und Veränderungen	44 800
Angst und Arbeitslosigkeit	35 600
Angst und Armut	32 100
Angst und Sexualität	31 300
Angst und Islam	26 600
Angst und Terror	22 000
Angst und Hartz IV	13 400
Angst und Atomkraft	5 320

Am 14.12.2006 habe ich einen weiteren Probelauf meines Angstthermometers gestartet.

Spaß	61.000.000		
Lust	64.000.000	Zukunft	1.400.000
Angst	51.800.000	Tod	1.370.000
Glück	39.900.000	Schule	1.340.000
		Männer	1.330.000

Angst und ...		Gesundheit	1.320.000
Irak	1.740.000	Wirtschaft	1.300.000
Alter	1.590.000	Jugend	1.280.000
Kinder	1.590.000	Gewalt	1.270.000
Arbeit	1.570.000	Bildung	1.200.000
Deutschland	1.510.000	Universität	1.160.000
Islam	1.500.000	Rente	1.156.000
Politik	1.480.000	Armut	1.080.000
Frauen	1.420.000	Terrorismus	620.000

Ein letzter Versuch stammt vom 21.03.2007:

Lust	68.000.000	Zukunft	1.400.000
Spaß	66.300.000	Wirtschaft	1.320.000
Angst	59.900.000	Schule	1.300.000
Glück	38.900.000	Gesundheit	1.300.000
		Veränderung	1.270.000
Angst und ...		Männer	1.270.000
Kinder	2.580.000	Jugend	1.260.000
USA	1.970.000	Aids	1.250.000
Religion	1.960.000	Gewalt	1.250.000
Depression	1.720.000	Bildung	1.200.000
Irak	1.610.000	Universität	1.190.000
Tod	1.600.000	Islam	1.190.000
Alter	1.550.000	Ausländer	1.090.000
Energie	1.520.000	Armut	1.070.000
Deutschland	1.490.000	Terrorismus	620.000
Arbeit	1.420.000	Klimawandel	589.000
Frauen	1.430.000		

Wie wir sehen, ist der flexible Netzwerkkapitalismus kein strukturelles Arrangement, das sich lediglich auf der ökonomischen und makrogesellschaftlichen Ebene auswirkt. Einer der wichtigsten Globalisierungstheoretiker, Anthony Giddens, hat in seinem Buch „Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert“ geschrieben: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben – Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegt überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Veränderungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem

Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen“ (S. 69).

Die seit 2002 jährlich durchgeführte Studie „Deutsche Zustände“ von Wilhelm Heitmeyer (2005; 2006) vom Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zeigt, dass in der deutschen Bevölkerung das Gefühl, dass es keine sicherheitsverbürgende Ordnung mehr gibt und man nicht wirklich weiß, was eigentlich los ist, zunimmt. Von 2002 bis 2005 sind die Werte von 53 auf 64% gestiegen. Und noch höher liegt das Niveau für das Gefühl, politisch keinen Einfluss nehmen zu können. Es hat sich von 57 auf 66% erhöht. Das Ausmaß von Gefühlen der Orientierungslosigkeit und Handlungsunsicherheit hat also in den vergangenen drei Jahren stark zugenommen. Dabei ist es nicht länger nur die Angst vor Arbeitslosigkeit, die anomische Einstellungen auslösen, sondern zunehmend auch die Angst vor einem sozialen Abstieg. Zugleich nimmt mit der subjektiven Wahrnehmung von Handlungsunsicherheit und Orientierungslosigkeit vor allem die Feindseligkeit gegenüber Gruppen „von Außen“, den Fremden, zu und bereitet damit den Nährboden für (rechts-)populistisches Potential. Wie bedrohlich dieses Potential bereits angewachsen hat neben der Studie von Wilhelm Heitmeyer und seinem Team vor allem auch die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, die uns im Oktober in Aufregung versetzen musste. Gerade das sich so satt und selbstgefällig gebende Bayern liefert in Bezug auf Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Chauvinismus deutsche Spitzenwerte und bei der Befürwortung autoritärer Lösungen liegt Bayern auch ganz weit vorne.

Das Festhalten an alten Orientierungs- und Handlungsmustern bietet vor dem Hintergrund der Ungerichtetheit gesellschaftlicher Prozesse, der weitgehenden Unbeeinflussbarkeit ökonomischer Entwicklungen und den Kontrollverlusten in der Politik allerdings keinen Ausweg.

WEGE AUS EINER ERSCHÖPFTEN GESELLSCHAFT

Wie wir bisher gesehen haben, bleibt der gesellschaftliche Strukturwandel nicht auf die äußeren materiellen Bedingungen menschlicher Existenz beschränkt. Wie wir schon seit Max Weber, Erich Fromm oder Norbert Elias wissen, schafft er sich jeweils auch die Charakterformen, die er braucht und er demontiert diejenigen, die nicht mehr funktional sind. Wenn Richard Sennett (1998) sein Buch im Original „The corrosion of character“ genannt hat, dann will er damit die Botschaft senden, die Identitäts- oder Charakterbildung ist unter Bedingungen des „Neuen

Kapitalismus“ gefährdet. Allerdings unterstellt er dabei, dass es nur eine adäquate Form der Charakterbildung gibt und diese Annahme ist problematisch. Im historischen Verlauf haben sich immer wieder neue Vorstellungen von einer adäquaten Personbildung entwickelt. Die Frage, die sich dann jeweils auf verändertem Entwicklungsniveau neu gestellt hat, ist die Frage nach eigensinnigen Souveränitätsmöglichkeiten für das Subjekt gegenüber der ohnmächtigen Unterwerfung unter die funktionalen Imperative der neuen Ordnung. Es geht also um die Alternative von Selbstbestimmung oder bloßer heteronomer Funktionalität, also jener universalen Bereitschaft, für alles „fit“ zu sein, also sich in vorgegebene Schablonen einzupassen.

Mit dem Blick auf die aktuelle gesellschaftliche Dynamik fragt sich Jürgen Habermas, wie diese bewältigt werden kann: „Soll ein solcher Liberalisierungsschub nicht sozialpathologisch entgleisen, also nicht in der Phase der Entdifferenzierung, in Entfremdung und Anomie stecken bleiben, muss sich eine Reorganisation der Lebenswelt in jenen Dimensionen des Selbstbewusstseins, der Selbstbestimmung und der Selbstverwirklichung vollziehen, die das normative Selbstverständnis der Moderne geprägt haben. (...) Dabei dehnen sich die Spielräume für eine reflexive Aneignung identitätsstabilisierender Überlieferungen, Spielräume der Autonomie für den Umgang miteinander und im Verhältnis zu den Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, Spielräume schließlich für die individuelle Gestaltung des persönlichen Lebens“ (1998, S. 127).

Manuel Castells (2002) fragt im zweiten Band seiner Trilogie (deutscher Titel: „Die Macht der Identität“) nach den Konsequenzen der globalisierten „Netzwerk-Gesellschaft“ für die Herausbildung kollektiver Identitäten. Er sieht zunächst den zunehmenden Funktionsverlust aller Formen von „legitimierender Identität“. Das sind jene Muster, die sich an den klassischen Spielregeln nationalstaatlicher Gesellschaften ausgerichtet haben. Als eine spezifische identitätspolitische Reaktanzbildung auf die „network society“, in der sich lokale und Verbindlichkeit vermittelnde soziale Beziehungen verflüchtigen, sieht er weltweit das Entstehen von fundamentalismusträchtigen Formen einer „Widerstandsidentität“: Sie entstehen aus einer defensiven Identitätspolitik von Gruppen, sozialen Bewegungen oder auch einzelnen Personen, die sich gegen die vorherrschende Dominanzkultur der „realen Virtualität“ (S. 72) in der Gestalt von konstruierten kollektiven Wirfigurationen wehren, die auf lokale, kulturelle oder religiöse Eindeutigkeiten und Grenzziehungen bestehen. Ihr Grundprinzip formuliert Castells als „den Ausschluss der Ausschließenden durch die Ausgeschlossenen“ (S. 11). Von diesen Reaktanzformen kollektiver Identität unterscheidet Castells das Muster der „Pro-

jektidentität“. Ihr Entstehungsprozess läuft in aller Regel über irgendeine Form von widerständiger Identität, aber sie bleibt nicht in der Verteidigung partikularistischer eingespielter Lebensformen stehen, sondern entwirft Vorstellungen neuer selbstbestimmter Identitätsfigurationen in einer zivilgesellschaftlichen Perspektive, die in ihrem Anspruch universalistisch ausgerichtet ist. Projekt-Identitäten bilden sich in sozialen Bewegungen (z.B. Frauen- oder in ökologischen Bewegung) heraus.

Damit wäre ich bei der die Idee der Zivilgesellschaft angekommen, die ja gegenwärtig immer wieder strapaziert wird. In seinem ZEIT-Artikel „Loblied auf die Zivilgesellschaft“ zeigt Alain Touraine (1999), dass ein richtig verstandenes Konzept von Zivilgesellschaft eine hohe Relevanz für die Subjekte haben kann. Er stellt sich die Frage, die mich auch schon in meinen bisherigen Überlegungen beschäftigt hat, wie Subjekte sich heute selbstbestimmt definieren sollen: „Wie aber kann es in dieser Situation gelingen, die Einheit der Vernunft und die Integration der Welt mit der Verschiedenartigkeit der Kulturen zu versöhnen? Auf ein transzendentes Prinzip können wir jedenfalls nicht mehr zurückgreifen. Nur dem Einzelnen kann eine solche Neugestaltung gelingen. Er muss der Zersplitterung seiner Persönlichkeit ebenso widerstehen wie der Fragmentierung der Gesellschaft; er muss seinem Leben einen Sinn geben, ein life narrative, um sich so einen Lebensentwurf zu schaffen, in dem er sich als Subjekt seiner eigenen Erfahrungen erkennt.“ Genau darin sieht er die Aufgabe einer demokratischen Zivilgesellschaft. Sie soll „das Recht des Einzelnen institutionell zu garantieren, sich als Subjekt, mit einer eigenen Lebenserzählung, zu begründen und anerkannt zu werden.“ Diese zivilgesellschaftliche Idee „orientiert am Subjekt und seiner Lebenserfahrung, wendet sich grundsätzlich ‚nach unten‘“.

Von diesen eher soziologisch begründeten Überlegungen möchte ich mit einem doppelten gedanklichen Salto einerseits Anschluss an vertrautere gemeindepsychologische Konzepte und andererseits zu empirischen Befunden suchen. In beiden Bewegungen geht es um die Weiterführung des Touraineschen Gedankens, dass der Einzelne „Subjekt seiner eigenen Erfahrungen“ werden soll.

(1) Darum geht es in einer der wertvollsten Erklärungen der Weltgesundheitsorganisation, der Ottawa-Charta, die als zentrale Programmformulierung für das Empowermentkonzept gelten kann:

„Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kon-

trolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen".

(2) Darum geht es auch bei der Debatte um das „bürgerschaftliche Engagement“. Helmut Klages definiert als dessen innersten Motor das „Grundbedürfnis“ von Menschen, „Subjekt des eigenen Handelns“ zu sein. Dieser Motor bekommt seine Energie aus einem Wertewandel, der natürlich auch auf den gesellschaftlichen Umbruch zu einem globalisierten Kapitalismus reagiert, aber offensichtlich nicht einfach als konditionierter Reflex auf die Bedingungen einer veränderten Ökonomie gedeutet werden kann. In diesem Wertewandel zeichnet sich ein Subjekt ab, das sein Leben in die eigene Regie nehmen will, das sich gegenüber Autoritäten skeptisch erweist und das sich immer mehr von institutionellen Mustern herkömmlicher Integrationsmächte wie Politik, Gewerkschaften oder Kirchen löst. Engagementbereitschaft folgt dann auch weniger aus traditionellen Verpflichtungen gegenüber dem Gemeinwohl, sondern aus dem Wunsch, die eigene Lebenswelt zu gestalten und die darin eingebettete Identität selbst zu konstruieren.

Ich behaupte nicht, dass das bürgerschaftliche Engagement, das etwa in Deutschland bei einer Größenordnung von 30 - 40% geschätzt wird (vgl. Keupp 2000) identisch sei mit dem, was Castells die „Projekt-Identität“ genannt hat oder was Touraine als gelungenes „life narrative“ sieht. Aber es ist auf dem Weg dorthin ein unverzichtbarer Rohstoff. Er ist deshalb so wertvoll, weil er neben seiner individuellen Motivbasis von Anfang an ein kommunitäres Element enthält. Konrad Hummel definiert bürgerschaftliches Engagement als „ganzheitliches Handeln oder auch die Handlungsbereitschaft von Bürgern im Eigeninteresse mit anderen gemeinsam zugunsten aller gemeinsam“ (1997, S. 43).

Die Faszination, die von der Entdeckung einer zivilgesellschaftlichen Perspektive ausgeht, hat gerade damit zu tun, dass das Konzept vom bürgerschaftlichen Engagement unterschiedliche aktuelle gesellschaftlicher Fragestellungen zu bündeln vermag. Die Diskurse zum bürgerschaftliches Engagement lassen sich als eine prismatische Verdichtung all jener Fragen lesen, die der gesellschaftliche Strukturwandel auf die Tagesordnung gesetzt hat:

1. Der *Gemeinwohldiskurs*: Die besorgte Debatte um das Gemeinwohl um Gemeinsinn in einer individualisierten Gesellschaft. Geht uns das „soziale Kapital“ verloren, jener Bereich sozialer Beziehungen und Kontexte, in denen sich Menschen beheimaten und identifizieren können.
2. Der *Demokratiediskurs*: Die Zivilgesellschaft wird entdeckt und als das „Herz“ oder die „Seele“ der demokratischen Gesellschaft betrachtet. Sie

besteht aus dem Engagement der BürgerInnen. Sie mischen sich ein und machen sich öffentliche Anliegen zu ihren eigenen.

3. Der *Diskurs sozialer Sicherung*: Wie stellen Gesellschaften die Absicherung vor der Folgen existentieller Risiken und Bedrohungen sicher, ohne dass Menschen zu Objekten „fürsorglicher Belagerung“ gemacht werden oder zu passiven DienstleistungsempfängerInnen?
4. Der *Tätigkeitsdiskurs*: Tätigkeit im Sinne von Erwerbsarbeit ist das zentrale Medium der Identitätsentwicklung der Moderne gewesen. Wenn aber die Erwerbsarbeit nicht für alle Menschen eine Verankerungsmöglichkeit schafft, wie soll dann im positiven Sinne Identität geschaffen werden? Die Idee der Tätigkeitsgesellschaft, zeigt so viele sinnvolle gesellschaftliche Aktivitätsfelder auf, die sich nicht auf Erwerbsarbeit reduzieren lassen.
5. Der *Identitätsdiskurs*: In einer globalisierten Welt verlieren die traditionell vorgegebenen Schnittmuster der Identitätsbildung ihre Tragfähigkeit. Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen jetzt die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Bürgerschaftliches Engagement schafft Möglichkeiten der Erfahrung von Selbstwirksamkeit und Mitgestaltung.

Wenn es gelingt, die vorwärtstreibende Kraft dieser Diskurse zu nutzen, dann könnte sich das Anregungspotential einer zivilgesellschaftlichen Perspektive für zukunftsfähige Konzepte entfalten. Aber es bleibt noch ein wichtiger Baustein, den Touraine in seinem „Loblied auf die Zivilgesellschaft“ angesprochen hat. Es heißt bei ihm: „Nur dem Einzelnen kann eine solche Neugestaltung gelingen“ oder in der Ottawa-Charta ist davon die Rede, dass der Einzelne in die Lage versetzt werden soll, für sich und andere zu „sorgen“. „Politik der Lebensführung“ heißt diese Aufgabe bei Anthony Giddens (1997) und Foucault spricht von „Selbstsorge“ und entwickelt daraus die Idee der „Lebenskunst“ oder der „Ästhetik der Existenz“, an die ich anknüpfen möchte.

Michel Foucault hat eine Utopie formuliert, die den Einzelnen ins Zentrum rückt und trotzdem ist es bei ihm kein Ausdruck eines späten Individualismus oder einer reumütigen Rückkehr zu seiner Stammdisziplin, denn er hatte ja mal als Psychologe angefangen. Er macht sich Gedanken über ein Gemeinwesen, in dem sich Subjekte zur Schöpfung ihrer eigenen Lebensgeschichte ermutigt fühlen, zu „einer permanenten Kreation unserer selbst in unserer Autonomie“ (Foucault 1990, S. 47) und sich nicht als Produkt oder Opfer der gesellschaftlichen Disziplinar- und

Normalisierungsmächte erleben müssen. „Eine Polis, in der sich jeder auf die richtige Art um sich selbst kümmern würde, wäre eine Polis, die gut funktionierte; sie fände darin das ethische Prinzip ihrer Beständigkeit“ (Foucault 1985, S. 15). Selbstsorge ist also letztlich ein Gedanke, der das Subjekt mit seiner „Aufgabe der Ausarbeitung seiner selbst“ (1990, S. 45) in einen engen Zusammenhang mit der politisch-sozialen Ordnung des Gemeinwesens bringt. Die Psychokulte, die Foucault an ihren Geburtsorten in den USA immer wieder besichtigt hat, stellen das genaue Gegenteil seiner Vorstellung dar, die sehr stark aus seiner Beschäftigung mit der Antike herausentwickelt wurde: „Im kalifornischen Selbstkult geht es darum, das eigene wahre Selbst zu entdecken, es von dem zu scheiden, was es verdunkeln oder entfremden könnte, und seine Wahrheit zu entziffern dank psychologischer oder psychoanalytischer Wissenschaft, die in der Lage sein soll, einem zu sagen, was eines wahren Selbst sei“ (Interviewaussage in Dreyfus & Rabinow 1987, S. 283). Es geht um die Innenschau, die Suche nach der Wahrheit in der Seele und damit erweist sich der Psychoboom als spätes Erbe der jüdisch-christlichen Seelensuche.

Der Begriff „Selbstsorge“ meint, „auf sich selbst achten“ oder „sich um sich selbst kümmern“ (Foucault 1993, S. 28), die „Sorgfalt, die man auf sich selbst verwendet“ (ebd., S. 35) und dieser Begriff „steht für eine Haltung und das Verhalten eines Menschen, der es unternimmt, das eigene Leben zu gestalten, es nicht an fremden Normen und Vorstellungen zu orientieren, sondern ihm eine unverwechselbare eigene ästhetische Form zu geben“ (Gussone & Schiepek 2000, S.).

Das ist die Idee der Zivilgesellschaft. Das „Zivile“ ist nicht jener elitäre oder muffige „bürgerliche“ Habitus, den die 68er zu ihrem Feindbild gemacht haben, sondern es meint die Idee der selbstbewussten, eigensinnigen Teilhabe an den Dingen, die mich betreffen und die ich aus Selbstsorge mitgestalten möchte.

LITERATUR

- Barz, Heiner et al.: Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan 2001.
- Bauman, Zygmunt: In search of politics. Stanford: Stanford California Press 1999.
- Bauman, Zygmunt: Liquid modernity. Cambridge: Polity Press 2000.
- Castells, Manuel: Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M. Wentz (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus 1991, S. 137 - 147.
- Castells, Manuel: The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell 1996 (deutsch 2001).
- Castells, Manuel: The power of identity. Vol. II von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell 1997 (deutsch 2002).

Castells, Manuel: End of millenium. Vol. III von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell 1998.

Ehrenberg, Alain: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt: Campus 2004.

Foucault, Michel: Freiheit und Selbstsorge. Frankfurt 1985

Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Dritter Band: Die Sorge um sich. Frankfurt: Suhrkamp 1986.

Foucault, Michel: Was ist Aufklärung? In: E.Erdmann, R.Forst & A.Honneth (Hrsg.): Ethos der Moderne. Frankfurt: Campus 1990, S. 35 - 54.

Foucault, Michel: Technologien des Selbst. Fischer 1993.

Gellner, Ernest: Bedingungen der Freiheit. Die Zivilgesellschaft und ihre Rivalen. Stuttgart: Klett-Cotta 1995).

Gergen, Kenneth J.: The self: death by technology. In: D.Fee (Ed.): Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience. London: Sage 2000, S. 100 - 115.

Giddens, Anthony: Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie. Frankfurt: Suhrkamp 1997.

Gussone, Barbara & Schiepek, Günter: Die „Sorge um sich“. Burnout-Prävention und Selbstsorge in helfenden Berufen. Tübingen: DGVT 2000.

Habermas, Jürgen: Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt: Suhrkamp 1985.

Habermas, Jürgen: Die postnationale Konstellation. Frankfurt: Suhrkamp 1998.

Heitmeyer, Wilhelm (2002 – 2006). Deutsche Zustände. Folge 1 – 5. Frankfurt: Suhrkamp 2002ff.

Hummel, Konrad: Projekte zwischen Eigennutz und Gemein Sinn - lernen für die Bürgergesellschaft. In: Arbeitsgruppe Bürgerschaftliches Engagement für München: Selbstverlag 1997, S. 43 - 54.

Keupp, Heiner: Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement Heranwachsender. München: SOS-Kinderdorf 2000.

Keupp, Heiner, Ahbe, Thomas, Gmür, Wolfgang et al.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt 2006³.

Klages, Helmut: Engagement und Engagementpotential in Deutschland. Erkenntnisse der empirischen Forschung. In: U.Beck (Hrsg.): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Frankfurt: Suhrkamp 2000, S. 151 - 170.

Lasch, Christopher: The minimal self. Psychic survival in troubled times. New York: W.W.Norton 1984.

Rappaport, Julian: In praise of paradox: A social policy of empowerment over prevention. In: American Journal of Community Psychology, 9, 1981, S. 337 - 356.

Seel, John: Reading the post-modern self. In: J.D.Hunter (Hrsg.): The Question of identity. Charlottesville: University of Virginia Press 1998.

Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag 1998.

Strasser, Johanno: Triumph der Selbstdressur. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 214 vom 16./17. September 2000, S. 1.

Touraine, Alain: Loblied der Zivilgesellschaft. DIE ZEIT Nr. 49, 1999.